

GEIST & LEBEN

Zeitschrift für christliche Spiritualität

Heft 1 | Januar–März 2024

Nachfolge

Im Alltag auf Gottes Ruf hören

Christoph Theobald SJ

Wiederkehr der Sünde

Stefan Kiechle SJ

Kirche

Zilpha Elaw – afroamerikanische Mystik

Andrew Prevot

Synodalität in der Kirchengeschichte

Andrea Riedl

Reflexion

Auslaufmodell Mensch?

Christoph J. Amor

Zwischen Körper und Seele

Sibylle Trawöger

Inhalt

Heft 1 | Januar–März 2024

Jahrgang 97 | Nr. 510

Notiz

- 3 Spannend – Leben im Zwischen
Christoph Benke

Nachfolge

- 6 Im Alltag auf Gottes Ruf hören.
Menschliche und christliche Berufung
Christoph Theobald SJ

- 14 Wiederkehr der Sünde
Stefan Kiechle SJ

- 22 Maurice Nédoncelle.
Eine Philosophie des Gebets
Markus Kneer

- 30 Kleine Meditation über das Atmen
Johannes Lorenz

Nachfolge | Kirche

- 34 Zilpha Elaw (1790–1873).
Ein Zeugnis afroamerikanischer Mystik
Andrew Prevot

- 43 Credo ... synodalem ecclesiam.
Kirchengeschichtliche Schlaglichter
Andrea Riedl

- 52 Notwendige Neuausrichtung?
Zum Gehorsam in der Gesellschaft Jesu
und in der Kirche
Jörg Nies SJ

Nachfolge | Junge Theologie

- 61 Geschichte und Freiheit.
Karl Barth und Walter Benjamin
über den Begriff der Geschichte
Andreas Frei

Reflexion

- 68 Auslaufmodell Mensch? Eine kritische
Sichtung des Transhumanismus
Christoph J. Amor

- 76 Faszination bedingungsloser Liebe.
Mit Jean–Luc Marion die
Offenbarung denken
Daniel Remmel

- 85 Zwischen Körper und Seele
Sibylle Trawöger

- 92 Spiritualität als Navigation (Teil II).
Religionswissenschaft und
geistliche Begleitung
Martin Rötting

Impressum

Lektüre

104 Der betende Mensch. Das Gebet im
Christentum und in anderen Religionen
Christoph Benke

109 Buchbesprechung

Impressum

GEIST & LEBEN – Zeitschrift für christliche
Spiritualität. Begründet 1926 als Zeitschrift
für Aszese und Mystik

Erscheinungsweise: vierteljährlich
ISSN 0016–5921

Herausgeber:
Zentraleuropäische Provinz der Jesuiten

Redaktion:
Christoph Benke (Chefredakteur)
Dieter Fugger (Redaktionsassistentz)

Redaktionsbeirat:
Margareta Gruber OSF / Vallendar
Stefan Kiechle SJ / Frankfurt
Bernhard Körner / Graz
Edith Kürpick FMJ / Köln
Ralph Kunz / Zürich
Jörg Nies SJ / Stockholm
Andrea Riedl / Dresden
Klaus Vechtel SJ / Frankfurt

Redaktionsanschrift:
Pratergasse 9, A–1090 Wien
Tel. +43–(0)664–88680583
redaktion@geistundleben.net

Artikelangebote an die Redaktion sind willkommen.
Informationen zur Abfassung von Beiträgen unter
www.echter.de/geist-und-leben/. Alles Übrige, inkl.
Bestellungen, geht an den Verlag. Nachdruck nur mit
besonderer Erlaubnis. Werden Texte zugesandt, die
bereits andernorts, insbesondere im Internet, veröf-
fentlicht wurden, ist dies unaufgefordert mitzuteilen.
Redaktionelle Kürzungen und Änderungen vorbehal-

ten. Der Inhalt der Beiträge stimmt nicht in jedem
Fall mit der Meinung der Schriftleitung überein. Für
Abonent(inn)en steht GuL im Online-Archiv als
elektronische Ressource kostenfrei zur Verfügung.
Nichtabonent(inn)en können im Online-Archiv auf
die letzten drei Jahrgänge kostenfrei zugreifen. Regis-
trierung auf www.geist-und-leben.de/.

Verlag: Echter Verlag GmbH,
Dominikanerplatz 8, D–97070 Würzburg
Tel. +49 –(0)931–660 68–0, Fax +49– (0)931–660 68–23
info@echter.de, www.echter.de

Visuelle Konzeption: Atelier Renate Stockreiter
E-Book-Herstellung und Auslieferung: Brockhaus
Commission, Kornwestheim, www.brocom.de

Bezugspreis: Einzelheft € 13,50
Jahresabonnement € 45,00
Studierendenabonnement € 30,00
jeweils zzgl. Versandkosten

Vertrieb: Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
oder direkt beim Verlag. Abonnementskündigungen
sind nur zum Ende des jeweiligen Jahrgangs möglich.

Auslieferung: Brockhaus Kommissionsgeschäft GmbH,
Kreidlerstraße 9, D–70806 Kornwestheim
Auslieferung für die Schweiz: A A Verlagsauslieferung
AG, Centralweg 16, CH–8910 Affoltern am Alibi

Diesem Heft liegt folgender Prospekt bei:
Lebendige Seelsorge, Echter Verlag
Wir bitten um Beachtung.
eISBN: (PDF) 978-3-42906-671-0

**Christoph Benke | Wien**

geb. 1956, Priester, PD Dr. theol. habil.,
Schriftleiter von GEIST & LEBEN

benke@geistundleben.net

Spannend – Leben im Zwischen

Die Zuversicht hat es momentan nicht leicht. Schon vor Corona war das Lebensgefühl vieler Menschen von Unsicherheit und Angst geprägt. Dann die Pandemie, die Signale der Klimakrise, der Ukrainekrieg und seine Folgen, Terror und Krieg im Nahen Osten. Dazu kommen eine Reihe von Problemen und Übergängen: ungelöste Migrationsfragen, politische Landschaften im Umbruch, schwächelnde westliche Demokratien. Eine bestimmte Gestalt von Kirche vergeht, eine neue ist noch nicht oder kaum ansichtig. Mittendrin leben wir und sitzen zwischen den Stühlen: Das eine ist nicht mehr, das andere noch nicht. Wie mit diesem vielgestaltigen Zwischen und den Spannungen, die sich daraus ergeben, umgehen? Und zwar nicht nur pragmatisch, sondern spirituell, also mit einer Perspektive, die das Leben von Gott her und auf Gott hin transparent machen will? „Werft also eure Zuversicht nicht weg“ (Hebr 10,35): Was, wenn sie kaum mehr vorhanden ist?

Leben im Zwischen hat eigene Anforderungen. Ein lösungsorientierter, auf rasch vorfindbare Ergebnisse fokussierter Zugang tut sich mit Zwischen-Etappen schwer. Im Zwischen gibt es noch keine Lösungen und noch keine Ergebnisse. Das eine funktioniert nicht mehr. Wie es stattdessen gehen soll, weiß niemand. Das führt zu Spannungen. Ist dies ein Grund, warum das Wort „spannend“ häufig in unserer Alltagssprache vorkommt?

Zwischen-Räume¹ sind Warte-Räume. Sie machen die Haltung des Wartens notwendig. Wer sich unter Zeitdruck fühlt, dem gilt der Wartezustand als Übel, bei dem nichts weitergeht. Aber ließe sich die Einschränkung des Zwischen nicht auch lesen als eine „gefährliche Erinnerung“ an das, was Christen als das Letzte und Äußerste hoffen, als Ausrichtung auf die Wiederkunft des Herrn? Das eine, das „Schon“, speist sich aus der Gabe, aus dem unverbrüchlichen Ja Gottes, das Christus ist (vgl. 2 Kor 1,20). Aus dieser Gabe kommen Lebensplanung

1 Vgl. die Überlegungen von S. Trawöger zum „Zwischen“ in diesem Heft (S. 85–91).

und Weltgestaltung im Sinne Jesu. Zwischen-Räume und Warte-Zeiten blicken in die andere Richtung. Sie sind auf das „Noch nicht“ orientiert, auf die erhoffte Vollendung des Ganzen. Sie erinnern, sich nicht zu sehr in dieser Welt einzurichten. Das Zwischen hält, im besten Fall, „den Himmel offen“ (vgl. Apg 7,56; 10,11; Offb 19,11).

Keine biblische Gestalt hat das Interim und seinen Auftrag so personifiziert wie Johannes der Täufer. Seine Sendung war der Übergang. Er hat das eine Ufer bereits hinter sich gelassen (Alter Bund), sieht das andere, ist aber nicht Teilhaber des Neuen (Neuer Bund); im Alten längst ein Fremdling, aber noch nicht angekommen im Neuen. Eine tragische Gestalt, nirgendwo angesiedelt, spirituell heimatlos? Der Täufer ist eine Figur des Zwischen und als solche ein Trost. Er hätte das Potential, für den gegenwärtigen Warte-Raum und Zwischen-Zustand zu einer Identifikationsfigur zu werden, für einzelne wie für die Kirche. Seine Botschaft: Das Bleiben im Zwischen, im Raum zwischen schon und noch nicht, ist jetzt dran und Auftrag von Gott her. Das geduldige Aushalten des Wartens ist spannend; eine Zerreißprobe, aber mit sakramentaler Qualität.

Überhaupt lässt das Zwischen die Dimensionen von Zeit bewusster wahrnehmen. Das Leben zwischen schon und noch nicht weist auch in die Gegenwart. Gewiss: Das Warten schaut nach vorne. Aber was sein wird, ist noch nicht da. Das Jetzt hingegen ist da. Mit der Offenheit für das Jetzt und seine momentane Gabe oder Anforderung bewege ich mich zur Mitte, hin zur Balance zwischen schon und noch nicht (was nicht 50:50 bedeuten muss). Ganz in der Gegenwart leben, darauf zielte Jean-Pierre de Caussade SJ (1675–1751), als er von der „communion de tous les instants“, der „Kommunion eines jeden Augenblicks“ sprach: Dem Aufmerksamen wird alles zum Sakrament. Der gegenwärtige Augenblick ist somit ein Heiligungs- und Heilmittel Gottes. Sich ganz an den Augenblick und seine Bedürfnisse hinzugeben, stets das Jetzt als „die beste Stunde“ (Paul Claudel) anzusehen, darauf käme es an, auch im Warte-Raum des Zwischen.

Ein so orientiertes Leben zielt auf reine Absicht: Jeden einzelnen Augenblick erleben und leben, als ginge es um alles. Die polnische Lyrikerin Wislawa Szymborska sieht diese Haltung in der „Dienstmagd“ Jan Vermeers vorbildhaft (im eigentlichen Sinn des Wortes) verwirklicht. Darum nennt sie ihr Gedicht *Vermeer*:

Solange diese Frau aus dem Rijksmuseum /
In der gemalten Stille und Andacht /
Tag für Tag Milch /
Aus dem Krug in die Schüssel gießt /
Verdient die Welt keinen Weltuntergang.²

² Zit. n.: M. Barth, *Die Andacht des Alltags. Notizen zu Judith Hermann*, in: HK 77,9 (2023), 43ff., hier: 45.

N

Nachfolge

R

L



Christoph Theobald SJ | Paris

geb. 1946, Dr. theol., Dr. h.c., Professor für
Fundamentaltheologie und Dogmatik an
der Hochschule Centre Sèvres, Paris

theobald.christoph@yahoo.fr

Im Alltag auf Gottes Ruf hören

Menschliche und christliche Berufung

Die Bibel kennt eine Reihe von Berufungserzählungen. Sie deutet in ihnen jeweils einen „Anfang“: den „Anfang“ einer mit Gott gelebten Geschichte, eines von ihm erhaltenen Auftrags. Es genügt hier an den Prototyp aller Berufungserzählungen zu erinnern, die Geschichte des Samuel im Heiligtum von Schilo mit seiner prägnanten Antwort auf den Ruf Gottes: „Rede Herr, Dein Diener - Deine Dienerin hört“ (1 Sam 3,10). Solch einen Anfang erzählen können – nicht nur sich selbst, sondern auch anderen Menschen –, setzt voraus, dass man bereits seit einer geraumen Zeit mit dieser Berufung und aus ihr lebt. Der Erzählfaden kann dann in umgekehrter Richtung abgespult werden: Ohne dass wir uns dessen immer bewusst sind, färbt das Heute den Anfang. Was sich zwischen gestern und heute abspielte, unsere Lebens- und Glaubenskrisen und das Wachsen unserer Berufungserfahrung, kann so in unserem geistlichen Gedächtnis auftauchen und für unser Morgen fruchtbar gemacht werden. In meinem Beitrag soll es vor allem um unser Heute gehen, allerdings in der Perspektive eines „Anfangs“, der noch nicht alle seine Versprechen eingelöst hat und sich deshalb je hier und jetzt in seiner Zerbrechlichkeit, aber auch in seiner verborgenen, zukunftsweisenden Kraft zeigen und entwickeln kann.

Rückbesinnung auf den Anfang

Geben wir zu, dass unsere Gesellschaft und unsere kirchliche Pastoral kaum mit solchen Berufungserfahrungen rechnet. Unseren Mitmenschen erzählen wir spontan, was wir tun, definieren uns im Hinweis auf unsere haupt- und nebenberuflichen Aktivitäten. Unsere christliche Berufung identifizieren wir mit

bestimmten kirchlichen Diensten und verengen häufig unseren Blick auf ihren sichtbaren gesellschaftlichen Aspekt. Manche Gläubigen sagen das ganz spontan: „Er *hat* die Berufung zum Priestertum, sie *hat* die Berufung einer Ordensfrau; „ich aber *habe* keine“, fügen sie dann, manchmal mit ein wenig Bedauern, hinzu. Die Ständetheologie, wie sie vor allem in den römischen Synoden zwischen 1987 und 2001 entwickelt wurde, hat diese Reflexe eher noch verstärkt und die Pastoral in ein komplexes Rollenspiel verwandelt, das eine präzise Abgrenzung von Diensten und Aufgaben voraussetzt. Gleichzeitig haben jedoch unsere existierenden „Lebensformen“ und „Lebensstände“ in Gesellschaft und Kirche ihre klassische Stabilität verloren. Viele Sinnangebote und Glaubensformen tragen nicht mehr; was nicht wenig Entmutigung, geistliche Resignation (*acedia*) und manchmal dramatische Lebenskrisen erzeugt.

Eine „Rückbesinnung“ auf die Anfänge eines Engagements, auch in Glaube und Kirche, wird hier – oftmals ganz plötzlich – zu einer inneren Notwendigkeit. Grundsätzliche Fragen melden sich: Warum bin ich Christin oder Christ und welche tatsächliche Erfahrung entspricht dieser Wahl? Und eng mit dieser Frage verbunden: Welchen Sinn gebe ich meinem Menschsein zwischen meiner Geburt und meinem zukünftigen Tod? Vergessene Unterscheidungen können dann neu sinnvoll werden. Das Zweite Vatikanische Konzil kennt bei weitem nicht nur kirchliche „Rufe und Sendungen“. Es erinnert uns zuallererst an unsere „christliche Berufung“ – die aller Getauften –, die auf der Wahl beruht, sich mit Christus Jesus zu identifizieren, ihn „nachzuahmen“ oder ihm „nachzufolgen“. Im Blick auf alle Menschen spricht das Konzil sodann von der „menschlichen Berufung“ und geht so weit, die spezifisch christliche Berufung (und natürlich all unsere Aufgaben und Aktivitäten) zu dezentrieren und konstitutiv in den Dienst an der menschlichen Berufung aller unserer Zeitgenossen zu stellen.

In den soeben angedeuteten, individuellen und kollektiven Krisenzeiten kann es notwendig werden, sich diesen grundsätzlichen Unterscheidungen und den mit ihnen verbundenen Warum- und Wie-Fragen zu stellen. Stellen wir uns wirklich solche Fragen – in welcher Form auch immer –, dann kann der Begriff der „Berufung“ plötzlich ein neues Relief bekommen. Hinter diesem Substantiv, das so häufig ein „Haben“ oder ein gesellschaftlich-kirchliches Resultat bezeichnet, steht nämlich ein Verb bzw. ein „Handeln“: In der Erfahrung der Berufung ist der, den wir „Gott“ nennen, selbst in geheimnisvoller Weise „Subjekt“ eines Rufens – „Berufung“ genannt. Was können wir uns von dieser Erfahrung erzählen (I.)? Wie können wir sie heute wahrnehmbar machen (II.) und welche geistliche Reifung macht sie möglich (III)?¹

1 Näheres dazu, vor allem auch in praktischer Perspektive, in: C. Theobald, *Hören, wer ich sein kann. Einübungen*. Ostfildern ³2019.

Sich von Gott unterbrechen lassen

In der Berufungsgeschichte des Samuel findet sich die zu Beginn bereits zitierte Antwort: „Rede HERR, denn dein Diener hört“. Vom Priester Eli sozusagen vorformuliert, enthält sie eine Deutung der kritischen Situation der Tempelinstitution von Schilo; sie besteht einfach darin, das Gespräch zwischen den beiden Protagonisten und Rivalen der Erzählung, Eli und Samuel, zu „unterbrechen“ und entschieden Gott selbst das Wort zu überlassen. Ich bin der Überzeugung, dass sich in der soeben skizzierten Krisensituation ein „Kairos“ anbietet, der den Tiefendimensionen unserer Berufung eine neue Chance gibt: Wir können uns heute von unseren Krisenerfahrungen „unterbrechen“ lassen und tatsächlich auf Gott hören.

Was sagt Gott einem jeden von uns?

Dies ist die erste Frage, die wir uns stellen müssen. Ich zitiere hier einen Text von Martin Heidegger zum menschlichen Gewissen, der uns trotz des ihm zugrunde liegenden Individualismus, einiges zeigen kann: „Was ruft das Gewissen dem Angerufenen zu? *Strenggenommen – nichts*. Der Ruf sagt nichts aus, gibt keine Auskunft über Weltereignisse, hat nichts zu erzählen. Am wenigsten strebt er danach, im angerufenen Selbst ein ‚Selbstgespräch‘ zu eröffnen. Dem angerufenen Selbst wird ‚nichts‘ zu-gerufen, sondern es ist aufgerufen zu ihm selbst, das heißt zu seinem eigensten Seinkönnen“ (*Sein und Zeit*, § 56).²

Dieses Zitat gibt uns zu verstehen, dass der Ruf nicht in erster Linie diesen oder jenen Aspekt unseres Daseins in der Welt betrifft, mag er noch so wichtig sein, sondern das Ganze unseres Lebens. Dieses geheimnisvolle Ganze unseres Lebens ist „nichts“ von dem, was uns normalerweise in unseren Selbstgesprächen beschäftigt. Wenn wir auf den Ruf so achten wie auf ein Geschehen, ein Gefühl oder Bild, einen Einfall oder Gedanken, „die uns so durch den Kopf gehen“, hören wir tatsächlich „nichts“. Aber wenn wir uns der *Ganzheit* unseres Lebens zwischen Geburt und Tod öffnen, obwohl sie sich uns entzieht, hören wir den Ruf, der uns auffordert, bei uns selbst zu sein. Genau dies zeigt sich in der Samuelgeschichte, wenn Gott ihn zweimal mit seinem Namen ruft: „Samuel, Samuel!“ – „Hier bin ich!“, antwortet er. Paulus beschreibt dieselbe Erfahrung im Blick auf Abraham und Sarah: „Er ist unser aller Vater [...] – im Angesicht des Gottes, dem er geglaubt hat, des Gottes, der die Toten lebendig macht und das, was nicht ist, ins Dasein ruft.“ (Röm 4,17)

Es ist bei weitem nicht selbstverständlich, diese Stimme, die unser Leben zu einem Ganzen macht, in allem, was uns provisorisch erscheint, zu hören. Tatsächlich macht uns die Perspektive des Todes taub. Unsere europäische Kultur

² M. Heidegger, *Sein und Zeit*. Tübingen 1963, 273.

verleiht dem Lebensende eine Macht, die es nicht hat, und lässt die Menschen – so der Hebräerbrief – „durch die Furcht vor dem Tod ihr Leben lang der Knechtschaft verfallen“ sein (Hebr 2,15). Aber dem Tod diese Macht zu geben, ist trügerisch, sagt die Bibel. Denn das Leben wäre dann ein vergiftetes Geschenk und würde sein Versprechen nicht halten. Eine schreckliche Vorstellung, weil sie den schwachen Boden, auf den sie fällt, unmerklich durchdringt und es uns noch schwerer macht, einfach dem zu vertrauen, was wir empfangen haben. Christus löscht den Tod nicht aus, aber, wie der Hebräerbrief sagt: Durch seinen eigenen Tod hat er ihn entmachtet und diejenigen befreit, die Sklaven des Todes waren (vgl. Hebr 2,14–15). Der Tod, der seine trügerische Macht verloren hat, kann nun zusammen mit der Geburt zum Boten werden, der jedem von uns lautlos sagt: Du hast nur ein Leben!

Alles hängt dann davon ab, ob wir diese Botschaft als eine Aufforderung deuten, gegen den Tod zu kämpfen – als ob es sich um einen „Feind“ handelte, den „letzten Feind“, wie Paulus sagt (vgl. 1 Kor 15,25ff.) – und die Grenzen, die mir das Leben setzt, immer weiter herauszuschieben. Oder ob wir die wortlose Stimme – Du hast nur ein Leben! – als Gottes Stimme hören, die wir nicht deshalb als solche wiedererkennen, weil sie den Tod einfach aufheben würde, sondern weil sie ihm den „Stachel“ nimmt (vgl. Hos 13,14; 1 Kor 15,55) und den, der sie hört, auf das einmalige Wunder seiner Geburt verweist, der Geburt eines einmaligen Wesens, und somit auf die Geburt aller anderen einmaligen Menschen. Man kann die so gehörte Stimme Gottes auch „Proto-Evangelium“ nennen, da sie den ursprünglichen Segen Gottes – sein „Sehr gut“ des sechsten Tages – jedem Menschen zusagt, ihm so Zugang zur Einmaligkeit seines ganzen Daseins schenkt und ihn gleichzeitig dazu autorisiert, selbst sein und selbst werden zu können, indem er sein ganzes Leben für andere einmalige Wesen einsetzt.

Wie kann ein solcher Ruf hörbar werden?

Dies ist die zweite Frage, die wir uns bei unserer Rückbesinnung auf die Anfänge unseres eigenen Engagements stellen sollten. Es sind immer Identifikationsfiguren, die ein solches Hören in uns ermöglicht haben und auch heute noch möglich machen. In ganz bestimmten kritischen Situationen, auf die ich noch zurückkommen werde, lassen sie ein „Du kannst ...“ hören, womit sie dem anderen oft unbeabsichtigt eine verborgene Kraft zu leben übermitteln, ohne an seine Stelle zu treten. Sie verursachen nicht ein Gefühl des Schuldens in ihm, sondern machen ihn frei. Ich nenne sie deshalb auch „Über-setzer“ (*passieur* = *Fährmann*). Natürlich transportieren diese Identifikationsfiguren elterliche, gesellschaftliche und kirchliche „Schemata“, vorgefertigte, vielfach unbewusste *Muster*, die den Einzelnen tragen und gleichzeitig die Gefahr mit sich bringen, ihn einzuschließen. In unserer Situation, in der die existierenden „Lebensformen“ ihre Stabilität verloren haben, kann der „Über-setzer“ innere Widerstands-

kräfte erwecken und originelle Lebensläufe ermöglichen. Vielfach trifft er auch auf das Unwohlsein seines Gegenübers, auf Stress und Unfähigkeit, den eigenen Ort zu finden; er wird dann zum „Arzt“ (zum Thaumaturgen, wie Jesus): jemand, dessen Anwesenheit als heilsam empfunden wird oder jemand mit medizinischer Kompetenz, der sich der zwischenmenschlichen Dimension seines Berufs bewusst ist.

Jesus, der „Über-setzer“

Jenseits unseres modernen Individualismus zeigt sich hier eine humane Beziehungsstruktur, die trotz vieler Widerstände weiterhin in unseren Gesellschaften wirksam ist. Nur im Rahmen dieses anthropologischen Grunddatums lässt sich die ganz spezifische Beziehung der Christinnen und Christen zu Jesus von Nazareth, dem „Über-setzer“ par excellence, verstehen und als „Nachahmung“ oder „Nachfolge“ leben. Ohne hier im Einzelnen auf die christologischen Bedingungen der die christliche Berufung charakterisierenden Identifikation mit diesem Christus Jesus einzugehen, sei doch auf die absolute Glaubwürdigkeit seiner Existenz als „Über-setzer“ verwiesen. Sie gründet nicht in priesterlicher Sakralität oder in irgendeiner intellektuellen oder politischen Machtausübung, sondern in seinem absichtslosen Interesse an den alltäglichen Lebensgeschichten aller seiner Zeitgenossen. Man kann deshalb auch von seiner menschlichen Heiligkeit sprechen: erstens seiner Übereinstimmung mit sich selbst – Jesus sagt immer, was er denkt, und tut, was er sagt –; zweitens seiner ihn ganz durchdringenden Empathie oder Sympathie und seinem aktiven Mitleid mit seinen Zeitgenossen; und, vor allem, drittens, in diesen ethischen Haltungen, einer in seiner Gottesbeziehung gründenden, theologalen Freiheit sich selbst gegenüber, die sich dann zeigt, wenn er sein Leben auch für seine Widersacher oder den Verräter einsetzt und inmitten der Ambiguitäten solcher Beziehungen alles von Gott allein erwartet.

In unserer Rückbesinnung auf die Anfänge unserer eigenen Berufungsgeschichte kommt uns somit nicht nur dieser oder jener konkrete „Über-setzer“ in den Sinn, sondern vielleicht auch seine und meine eigene, bzw. unsere Beziehung mit Jesus von Nazareth als Identifikationsfigur par excellence. Gleichzeitig kann sich so auch der humane Untergrund meiner von diesem „Über-setzer“ par excellence ermöglichten „menschlichen Berufung“ zwischen Geburt und Tod zeigen; vielleicht mit dem bereits vom Zweiten Vatikanum formulierten Versprechen, meine und unsere christliche Berufung in den geschwisterlichen Dienst an der Menschlichkeit der anderen zu stellen.

Im Alltag

In dem Moment, wo wir uns so unterbrechen lassen und auf Gottes Stimme in den menschlichen Worten unserer „Über-setzer“ (vgl. 1 Thess 2,13f.) hören ler-